

DER WANDERER DURCH DIE ZEITEN

„Und tiefer als alle, die vor uns gelebt, sind wir eingedrungen in das verbotene Wissen. Heraufgerufen haben wir, was da haust in versiegelten Gräften oder im Schreckensbereich jenseits der Leere des Alls.“

Clark Ashton Smith
Der fremde Schatten

1

Die angstvolle Erwartung des unabwendbar nahenden Todes ist ein Martyrium, dessen Grauen den im Leben stehenden Menschen schwerlich vermittelt werden kann. Dies gilt umso mehr, wenn die Ankunft des letzten Gastes - wie der Tod ja gerne versöhnlich bezeichnet wird - nicht die kausale Folge von Krankheit oder Siechtum darstellt. Mag sich der Mensch in solchem Fall noch in sein unabwendbares Schicksal einfinden können, so ist ihm diese Gnade dann versagt, wenn das vermeintliche Ende ohne eine, für den Verstand nachvollziehbare Ursache und in einer unbekannten Form naht. Ja, gerade das Nichtwissen um Art und Verlauf des Todes ist eine Quelle unvorstellbarer, marternder Angst. Sie raubt dem Menschen seinen Seelenfrieden und lässt ihn alltäglich neue Schreckens- und Leidenszenarien entwerfen. Der Phantasie des Geistes sind hier nur mit äußerster Willensanstrengung Grenzen zu setzen. Angst, Ohnmacht, Grauen und Verzweiflung zerfressen den Todgeweihten. Wie viel gnädiger ist dagegen doch ein Ende, das man mit Einsicht und innerer Bereitschaft erwarten kann.

Während ich diese Zeilen schreibe, spüre ich, wie die erstickende Verzweiflung und die traurige Ohnmacht über mein bevorstehendes Ende erneut in mir emporsteigen. Ich selbst nämlich bin es, der sich einem solch' grausamen Tod gegenübergestellt sieht. Ich zwinge mich zur Ruhe, versuche zu verinnerlichen, was ich gerade geschrieben habe - Einsicht und Bereitschaft. Und doch kann ich die angstvollen Klagerufe kaum unterdrücken, die tief in mir mein trauriges Schicksal beschreiben.

Doch ich will mich nicht in jammerndem Selbstmitleid verlieren, sondern die mir verbleibende Zeit nutzen, um der Welt die Augen zu öffnen über mein Schicksal und das dreier weiterer Menschen. Denn wir sind Opfer eines unglaublichen, übernatürlichen Vorgangs geworden, und diesen gilt es lückenlos aufzudecken – gleichsam als eine Warnung und als ein Beleg für die Existenz von Kräften jenseits menschlicher Vorstellung. Ich weiß, dass es selbst nach der Veröffentlichung dieser Seiten noch genug unbelehrbare Zweifler geben wird, die meinen Bericht als das Produkt eines Wahnsinnigen verlachen werden. Doch sollte es mir gelingen, zumindest dem einen oder anderen Leser die Sinne zu

öffnen für jene ungeheuerliche Wahrheit, so hätte ich das letzte Ziel meines ausklingenden Lebens erreicht.

Was ich im Folgenden darzustellen versuche, ist die Chronik jener schrecklichen Ereignisse, in die vier Menschen auf Leben und Tod verwickelt wurden. Da ich selbst das letzte Opfer in dieser tragischen Reihe bin – denn ich habe Vorkehrungen getroffen, dass nach mir kein weiterer zu Schaden kommen möge –, liegt die Verantwortung für die rückhaltlose Aufdeckung des Dramas bei mir.

Erst in der wissenden Rückschau - und nur für den sensitiven, aufgeschlossenen Betrachter - reihen sich die scheinbar zufälligen Todesfälle meiner „Vorgänger“ auf zu einer verhängnisvollen Kette. Das letzte Opfer vor mir selbst, mein Freund und Kollege Dr. Klaus Starnhagen, scheint immerhin eine Verknüpfung der Fälle geahnt zu haben. Und doch hat er mit seinen Vermutungen zum übernatürlichen Charakter der Geschehnisse nur einen Teil der grauenvollen Tragödie erfasst. Denn Welch' unglaubliche Wahrheit sollte dem noch folgen ...

Ich denke, es ist nun daran, meinen Bericht zu beginnen - wer weiß, wie viel Zeit mir noch verbleibt. Vielleicht hilft mir die konzentrierte, chronistische Arbeit ja auch, die traurige Verzweiflung und die würgende Angst zu verdrängen, die immer wieder nach mir greifen. Seit ich weiß, was - oder sollte ich besser sagen: wen - ich in Kürze zu erwarten habe, kann ich keine Ruhe mehr finden.

2

Zunächst muss ich mich selbst einmal vorstellen. Mein Name ist Karl Dietrich Warden, ich bin 37 Jahre alt und bin Dozent für Mittlere Geschichte an der Universität Freiburg. Mein zentrales, seit vielen Jahren bearbeitetes Forschungsgebiet ist die mittelalterliche Rechtsgeschichte Alemanniens. Sie war letztlich auch sozusagen meine Eintrittskarte in das unsägliche Drama. Denn auf der steten Suche nach Quellen, die sich auf alte Rechtsgewohnheiten hin auswerten und interpretieren lassen, bin ich vor etwa vier Wochen in die Kenntnis jener erst jüngst im Kloster St. Gallen entdeckten, frühmittelalterlichen Urkunde gelangt. Sie bildet den Dreh- und Angelpunkt der gesamten Tragödie, die es nun zu schildern gilt.

Eines Vormittags im Mai diesen Jahres bin ich beim Studium der aktuellen Fachzeitschriften in den Bibliotheksräumen des Freiburger Seminars auf einen knappen, fast unscheinbaren Artikel gestoßen. Es handelte sich um einen zweiseitigen Aufsatz in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ und stammte von dem englischen Paläographen Paul Leary, der sich als Betreuer der Handschriftenabteilung des Klosters St. Gallen in Fachkreisen einen Namen gemacht hatte. Versprach schon der Titel des Aufsatzes, „Urkundenfund in St. Gallen“, etwas Neues und geradezu Spannendes in der quellenmäßigen Monotonie historischer Forschung, so wurde meine Neugier zusätzlich dadurch geweckt, dass hinter Learys Namen ein kleines, schwarzes Kreuz prangte. Die Erklärung hierzu fand sich unten am Seitenende bei den Anmerkungen. In Klammern wurde hier erwähnt, dass Paul Leary kurz nach Fertigstellung dieses Aufsatzes überraschend verstorben sei.

Persönlich hatte ich den Mediävisten nie kennen gelernt, doch hatte mir Pater Stefan Heri, der Verwalter der berühmten St. Galler Bibliothek, das ein

oder andere Mal von ihm erzählt. Wir kannten uns schon seit der Zeit, als ich noch für meine Dissertation Urkunden der schweizerischen Abtei eingesehen hatte. Damals hatte ich sehr viel Zeit in St. Gallen verbracht und mich mit dem sympathischen Benediktiner Stefan Heri angefreundet.

Die Nachricht von Learys Tod schockierte mich, zumal er laut Pater Heri nicht wesentlich älter gewesen war als ich selbst. Noch bevor ich den Aufsatz zu lesen begann, beschloss ich, an diesem Tag meinen schweizerischen Freund anzurufen – vielleicht wusste er ja mehr über den plötzlichen Todesfall. In meinen Gedanken ging ich von einem tragischen Autounfall oder etwas Ähnlichem aus.

Ich nahm den Zeitschriftenband mit in mein Büro und studierte zunächst Learys Aufsatz. In sachlichem Ton, aber ohne den Stolz und die Freude eines Entdeckers zwischen den Zeilen ganz verbergen zu können, berichtete er von seinem überraschenden Fund. Als Betreuer der alten Handschriften und Codices der Klosterbibliothek war er unter anderem für deren Restaurierung zuständig. Dies beinhaltete auch die sorgfältige Neubindung zerfallender, mehrere Jahrhunderte alter Besitz- und Grundbücher, die in der Abtei archiviert wurden. Beim Versuch, einen solchen Codex aus seinem alten und schäbigen, schweinsledernen Einband zu lösen, war er auf eine Pergamenturkunde gestoßen, die als Rückenverstärkung des Buches gedient hatte. Funde dieser Art hatte es immer wieder gegeben, da eine solche Zweckentfremdung alter Handschriften oder Urkunden im Mittelalter gängige Praxis war; so war auch das Nibelungen-Lied einst entdeckt worden.

Leary befreite die Urkunde mit großer Sorgfalt und mit paläographischem Geschick aus dem Buchrücken und konnte sie in nahezu unbeschädigtem und vollständigem Zustand retten. In seinem Aufsatz gab er eine kurze, äußere Beschreibung des Stückes und bezeichnete den Fundort näher. Es handelte sich hierbei um ein vermodertes Besitzbuch der Region um den Ort Kendringen aus dem Jahre 1571. Dieser ehemalige Weiler, nordwestlich von St. Gallen gelegen, existierte seit dem späten 18. Jahrhundert nicht mehr und war nur aus wenigen Nennungen in alten Quellen bekannt.

Des Weiteren hatte Leary die Urkunde inhaltlich analysiert und eine Transskription des Textes angefertigt, wobei er einige Passagen nicht hatte auflösen können, da sie - nach seinen eigenen Worten - kryptisch waren.

Entschuldigend stellte er die Entschlüsselung auf später zurück – es seien vertiefte, zeitintensive Forschungen nötig, um in dieser Frage voranzukommen. Historisch-chronologisch gab Leary lediglich die Datierung wieder, die in der Urkunde selbst genannt wurde: der 12. Oktober 916. Er verzichtete in diesem Zusammenhang auf eine eigene zeitgeschichtliche Einordnung – schließlich sei er Handschriftenforscher – und forderte interessierte Historiker auf, sich ihrerseits mit dem Fund zu befassen. Womöglich böte er neue, aufschlussreiche Fakten über eine ansonsten quellenarme Epoche. Mit mir haben sich zwei weitere Kollegen berufen gefühlt, diese Aufgabe anzugehen – mit tragischem Ergebnis. Um es gleich vorweg zu schicken: es wird keinen weiteren Versuch geben, denn ich habe die Urkunde gestern im Feuer vernichtet. Wenn ich meinen Bericht geendet haben werde, wird diese, aus Forschersicht eigentlich unverzeihliche Tat sicherlich begreiflich sein.

Ich will an dieser Stelle den ins Deutsche übertragenen Originalwortlaut der Urkunde wiedergeben, und zwar in der Form, wie Paul Leary ihn in seinem Aufsatz veröffentlichte. Die ihm unklaren Passagen, deren wahre Bedeutung erst

später zutage treten sollte, werde ich in Klammern setzen und mit Fragezeichen versehen.

„Im Namen der heiligen und unteilbaren göttlichen Dreifaltigkeit. Ich, Erchanger, durch Gottes Gnade und durch den Konsens aller Getreuen Herzog der Alemannen, schenke dem Adalhart und seinen Nachfahren zu Eigen das pfalzgräfliche Gut bei Kendringen mit allem, was dazugehört. Es sei ihm erlaubt, die Gebäude, die Wiesen, Wälder, Seen und Flüsse und alles bewegliche und unbewegliche Gut nach seinem freien Willen zu nutzen.

Geschehen auf Bitte der anwesenden Großen Berthold und Liutfrid, die dies mit ihren Namen bezeugen. Besiegelt durch das Zeichen Erchangers. Sollte irgendjemand diese Regelungen missachten oder sich die Urkunde aneignen ohne die Erlaubnis Adalharts oder eines seiner Nachfahren, so treffe ihn der göttliche Bannstrahl und [? der Wanderer durch die Zeiten ?]. Dies sei beglaubigt durch dessen ewiges Zeichen [? K R N ?].

Ich, Adalhart, Kanzler des Erchanger, habe dies geschrieben. Gegeben an den vierten Iden des Oktober im Jahre 916 der Fleischwerdung unseres Herrn. Feliciter. Amen.“

Soweit der übersetzte Text der Urkunde, wie er sich im Aufsatz Learys fand. Meine erste Reaktion nach der Lektüre war Überraschung. Geradezu aufgeregt stand ich auf und wanderte grübelnd in meinem Büro auf und ab. Der englische Paläograph hatte einen historisch ungemein bedeutenden Fund gemacht, der möglicherweise eine äußerst quellenarme und nebulöse Phase in der alemannischen Geschichte erhellen konnte. Daneben verspürte ich zugleich eine gewisse Irritation über bestimmte Elemente der Urkunde, die mit nichts vergleichbar waren, was ich je gesehen hatte. Dies betraf insbesondere die völlig ungewöhnliche ‚Sanctio‘, also die Fluchformel, die vor jeglicher Zu widerhandlung warnen sollte. Ich werde später noch näher darauf eingehen.

Als mein Blick noch einmal an dem Kreuz hinter dem Autorennamen haften blieb, fiel mir ein, dass ich Pater Stefan Heri in St. Gallen anrufen wollte. Nicht mehr nur der plötzliche Tod Paul Learys, sondern auch sein sensationeller Fund waren hierfür Grund genug.

3

„Du hast von seinem Tod nicht gehört?“, fragte mein schweizerischer Freund, nachdem ich ihm von dem Aufsatz erzählt hatte.

„Nein, ich habe es gerade eben erst gelesen. Das ist ja schrecklich - wie ist das denn passiert?“

„Nun ...“ - Heris Stimme am Telefon klang recht zögerlich - „Learys Tod ist ein wenig mysteriös. Soviel ich weiß, wurde ein Herzschlag als Ursache attestiert. Er wurde in seiner Wohnung gefunden. Nun ist unser St. Gallen - wie Du ja selbst weißt - in mancher Hinsicht noch ein Dorf, sprich, es wird viel geredet.“

„Das heißtt?“, fragte ich gespannt.

„Ja nun, es kursieren hartnäckige Gerüchte, dass die Leiche, als man sie fand, in Haltung, Gestik und Mimik einen unübersehbaren und erschreckenden Ausdruck von nackter Angst wiederspiegelte.“

„Aber er ist doch nicht ermordet worden oder beraubt - Du sagtest doch, es sei ein Herzschlag gewesen, oder?!“

„Ja, das war die definitive Todesursache“, sagte Heri. „Es waren auch keine Spuren eines Eindringlings, geschweige denn eines Kampfes zu entdecken. Und doch war da jener Ausdruck einer übermenschlichen Todesangst. Die Augen seien fast aus den Höhlen gequollen und der Mund wie zu einem Schrei aufgerissen gewesen. Die Hände mit den krampfhaft gespreizten Fingern und die ausgestreckten Arme hätten scheinbar wie der Versuch einer Abwehr gewirkt.“

Heri erzählte noch, dass Leary ein ruhiger und besonnener Mann gewesen sei und dass sein seltsamer Tod sie alle sehr erschrocken habe. Doch inzwischen sei im Kloster wieder der Alltag eingekehrt, wenngleich Learys Stelle noch nicht wiederbesetzt sei.

„Übrigens, aus Sicht eines Historikers hat er da ja einen wirklich großen Fund gemacht“, wechselte ich das Thema. „Damit sollte sich jemand unbedingt näher befassen. Sobald ich Zeit habe, will ich mir die Urkunde selber einmal ansehen - sie könnte auch für meine Alemannien-Forschung interessant sein.“

„Daran habe ich auch schon gedacht“, war die Antwort des Benediktiners. „Gerade die Epoche um jenen Erchanger herum liegt historisch noch im Dunkeln. Vielleicht bietet die Urkunde ja auch rechtsgeschichtlich Neues für Deine Untersuchungen.“

„Mal sehen, eventuell kann ich mich ja im Juni oder Juli freimachen“, sagte ich und freute mich innerlich schon auf ein Wiedersehen mit der alten, gastfreundlichen Abtei und Stefan Heri.

„Momentan hat übrigens gerade der Professor Rother aus Zürich - ich weiß nicht, ob Du ihn kennst? - die Urkunde in Beschlag genommen.“

„Ich kenne ihn lediglich dem Namen nach“, antwortete ich.

„Leary hat ihn von dem Fund informiert, weil Rother eine textkritische Sammlung aller mittelalterlichen Urkunden der Schweiz aufbaut. Er hat vor zwei Tagen seine Arbeit hier begonnen. Gestern habe ich ihn kurz gesprochen, und er sagte, dass es gut wäre, wenn er einen Kenner der Lokalgeschichte hinzuziehen könnte.“

„Na, da kommt ja eigentlich nur einer in Frage, der Kollege Starnhagen von der Universität Konstanz“, fiel mir sofort ein.

„Richtig. Rother will ihn demnächst kontaktieren. Es gibt momentan kaum jemanden, der sich mit der Regional- und Siedlungsgeschichte des Bodenseeraums besser auskennt als er.“

„Ja, das ist auf jeden Fall der richtige Mann. Mal sehen, vielleicht treffe ich Starnhagen ja demnächst auf dem Historiker-Tag in München. Würde mich interessieren, wie er die Urkunde einschätzt.“

Heri und ich plauderten danach noch eine Weile über Belanglosigkeiten, verabschiedeten uns schließlich freundlich voneinander und beendeten unser Telefonat.

Ich ging mit dem Zeitschriftenband hinunter an das Kopiergerät und machte mir eine Ablichtung von Learys Aufsatz. Da er für meine Untersuchungen zur alemannischen Rechtsgeschichte wichtig sein konnte, legte ich die Kopie im entsprechenden Ordner ab.

Noch am selben Tag nahm mich die Lehrtätigkeit dann wieder voll in Beschlag, und der Universitätsalltag drängte alles andere in den Hintergrund. Erst zwei Wochen später, auf dem Historiker-Tag, holte mich die Geschichte um die von Paul Leary gefundene Urkunde wieder ein.

4

Ich traf Dr. Klaus Starnhagen während eines eher mäßigen Vortrags. Wir saßen beide im Publikum und – wie es so ist, wenn man sich langweilt – ließen unsere Blicke durch den Vorlesungssaal wandern, bis sie sich schließlich kreuzten und wir einander erkannten. Starnhagen lächelte freundlich herüber und machte eine Geste, dass wir uns am Ende des Vortrags vor der Türe treffen sollten. Ich nickte ihm zu und musste schmunzeln über unsere Unhöflichkeit gegenüber dem angestrengt bemühten, aber kaum fesselnden Redner vorne am Pult.

„Grauenhafter Monolog, nicht?“, fragte der hochgewachsene, sympathische Dozent aus Konstanz, als er sich einen Weg durch die aus dem Hörsaal strömende Menge auf mich zu bahnte.

„Naja, wie das oft so ist bei eingefleischten Vertretern unseres Faches. Die betrachten Historie gerne als ein Feld für statistische Zahlenübungen oder für langweilige Methodik-Debatten“, bestätigte ich seine Einschätzung mit einem Achselzucken.

Wir begrüßten einander herzlich. Starnhagen und ich kannten uns noch aus Studententagen in Freiburg, wo wir gemeinsam so manches Seminar und auch die eine oder andere Altstadtkneipe besucht hatten. Später hatte er dann eine Stelle an der Universität Konstanz angetreten, und unsere Wege waren auseinander gegangen. Es war daher immer eine Freude, wenn wir uns nun gelegentlich wiedertrafen.

Da der Veranstaltungstag ehedem zu Ende ging, beschlossen wir, zusammen essen zu gehen. Wir fuhren hinüber nach Schwabing, wo Starnhagen mit sicherem Blick ein nettes Restaurant für uns ausguckte. Es sah seiner weltoffenen, geselligen Art ähnlich, dass er sich in einer fremden Großstadt mit der Sicherheit eines Alteinwohners bewegte.

Nach einem reichhaltigen, gutbürgerlichen Abendessen saßen wir gemütlich bei einer Maß Bier zusammen und erzählten über die alte Zeit und über die Forschungen, an denen jeder von uns gerade arbeitete. Und so kam es, dass Klaus Starnhagen selbst das Thema der St. Galler Urkunde auf den Tisch brachte, ohne dass ich ihn eigens danach hätte fragen müssen.

„Weißt Du eigentlich, dass ich gerade an einer taufrischen Urkunde arbeite, die kürzlich in St. Gallen entdeckt worden ist?“, fragte er mich.

„Ja, danach wollte ich Dich noch fragen. Ich hatte Learys Aufsatz gelesen und mit Stefan Heri, dem Bibliotheksverwalter in St. Gallen, telefoniert“, erzählte ich ihm. „Von daher kenne ich die Sache. Dieser Professor Rother aus Zürich hat Dich dazu geholt, oder?“

„Ja, richtig. Aber Du wirst es nicht glauben: Rother ist vor einigen Tagen gestorben“, sagte er mit betroffenen Blick.

„Was? Wie schrecklich.“ Ich war eher irritiert als entsetzt - zum zweiten Mal in kurzer Zeit war der Tod in Erscheinung getreten.

„Er hatte mich neulich angerufen, ob ich ihm bei der besitzrechtlichen Einordnung der Urkunde helfen könne.“ Starnhagens Schilderung riss mich aus

meinen Gedanken. „Ich habe zugesagt und bin letzte Woche nach St. Gallen gefahren, wo wir uns an Ort und Stelle verabredet hatten.“

„Und? Hast Du ihn noch getroffen?“, fragte ich ihn, wobei ich spürte, wie sich in mir ein vages, ungutes Gefühl breit machte, ohne dass ich diese Ahnung hätte benennen können.

„Ja, er war wohllauf, und nichts deutete auf eine Krankheit oder ähnliches hin. Wir diskutierten die Punkte, die er hinsichtlich jener Urkunde geklärt haben wollte. Er hatte vor allem einige Fragen zu jenem Weiler Kendringen, der den Inhalt der Schenkung bildete. Außerdem rätselte er - und später ich selbst - über die kryptischen Zeichen, die schon Paul Leary nicht recht hatte entziffern können. Am Nachmittag verabschiedeten wir uns dann voneinander - wir wollten am nächsten Morgen weiter arbeiten. Jeder ging schließlich in sein Hotel“, erinnerte sich Starnhagen. „Es war das letzte Mal, dass ich den Professor gesehen habe.“

„Was ist denn passiert?“, fragte ich gespannt und mit einer unerklärlichen, inneren Unruhe.

„Nun, er hat ganz offensichtlich Selbstmord begangen“, sagte Starnhagen zögerlich, so als zweiflte er selbst an dieser Aussage. „Ich habe es am nächsten Morgen in der Klosterbibliothek erfahren, wo ich vergeblich auf ihn wartete. Die örtliche Gendarmerie kam und klärte mich und die anwesenden Fratres dahingehend auf, dass Rother am Abend zuvor gegen neun Uhr aus seinem Hotelfenster im sechsten Stock gesprungen sei. Sein Selbstmord sei von Passanten - es war das Hotel am St. Galler Bahnhof - beobachtet worden.“

„Das gibt es doch nicht ...“, war mein Lahmer und ungläubiger Kommentar.

„Die Zeugen berichteten, sie hätten ihn panisch schreien hören und dann das Fensterglas zersplittern und ihn in die Tiefe springen sehen. Er war sofort tot.“ Starnhagen machte eine kurze Pause und holte tief Luft. „Nun, die Polizisten befragten mich, ob mir am Vortag irgendetwas an Rother aufgefallen sei - eine depressive Stimmung oder so. Doch ich musste ihnen sagen, dass er einen sehr ausgeglichenen und durchaus zufriedenen Eindruck auf mich gemacht hatte.“

Starnhagen schüttelte langsam seinen Kopf, so als überlege er angestrengt. „Eine ausgesprochen merkwürdige Geschichte - ich weiß nicht recht, was ich davon halten soll.“

„Man könnte meinen, diese Urkunde bringe Unglück“, kam es aus meinem Mund. Ohne dass ich den Satz bewusst gedacht oder geformt hätte, war er plötzlich auf meinen Lippen gelegen.

„Du wirst lachen, aber an so etwas habe ich auch schon gedacht“, antwortete Starnhagen düster. Ich sah ihm an, dass es ihm durchaus ernst war.

„Es mag verrückt klingen, aber ich habe da einen unguten Verdacht bezüglich der Urkunde“, begann Starnhagen. Er sah mir fest in die Augen, so als prüfe er, ob ich ihn auslachen würde. „Glaube nicht, ich hätte zuviel getrunken“, sagte er und deutete kurz auf das halbvolle Bierglas vor ihm.

„Nun, sag' schon“, forderte ich ihn drängend auf.

„Ich möchte, dass Du Dir das Stück selbst einmal ansiehst. Du kennst Dich mit frühmittelalterlichen Urkunden aus - es würde mich brennend interessieren, ob Du dieses Exemplar als gewöhnlich einstufen würdest.“

„Das, was Leary nicht entziffern konnte, spricht ja schon gegen die damals übliche Form“, antwortete ich. „Aber mach' es nicht so spannend. Was ist Dein Eindruck, oder besser, Deine Vermutung?“

„Also gut“, begann Starnhagen und beugte sich in einer verschwörerischen Geste über den Tisch weiter vor in meine Richtung. „Ich habe das Gefühl, irgendetwas stimmt nicht mit dieser Urkunde. Das meine ich nicht juristisch und auch nicht formal, es geht mir da eher um eine Reihe von merkwürdigen Details, die auf den ersten Blick zunächst nicht weiter auffallen.“

„Na, da bin ich gespannt“, warf ich ein, um meinen alten Freund im Fortfahren seines Berichts zu bestärken.

„Erstens ist die Schriftart, in der die Urkunde geschrieben wurde, nicht die, die man in jener Zeit in Süddeutschland schrieb, nämlich die späte karolingische Minuskel. Der Schreiber verwendete vielmehr eine, für damalige Verhältnisse antiquierte Halbunziale, wie sie allenfalls noch in Italien benutzt wurde.“

„Sprich: der Schreiber war aus Italien?“

„Zumindest muss er lange Zeit dort gearbeitet und diesen Stil adaptiert haben“, bestätigte Starnhagen mit einem Nicken. „Zweitens sind – das weißt Du selbst – Schenkungsurkunden, die dem Schreiber oder Kanzler eines Adligen zugute kamen, in der Forschung leicht suspekt; sie haben sich allzu oft als Fälschungen entpuppt. Wenn man jene Urkunde in ihrem historischen Kontext betrachtet, trifft man auf weitere Ungereimtheiten. Ich weiß nicht, ob Du die Historie um jenen Erchanger genauer kennst?“

„Nur vage“, musste ich eingestehen. „Das war doch einer jener Adligen, die damals die Landeshoheit in Alemannien an sich reißen wollten, oder?“

„Ja, die Zeit von 910 bis 920 war für Alemannien eine wilde Epoche. Das Königtum der letzten Karolinger war fern und schwach; der König Ludwig das Kind hatte quasi keine Kontrolle über das Reich. Dieses Vakuum nutzten einige mächtige, regionale Adlige, um sich ein eigenes Herzogtum zu schaffen. Erchanger war einer davon. Eigentlich war er nur ein Pfalzgraf am Bodensee, doch als er die Lethargie des Reiches erkannte, nutzte er seine Chance und brachte weite Teile des alemannischen Volkes hinter sich. Immerhin verteidigte er das Land gegen die pausenlos eindringenden Ungarn, und dafür war man ihm wohl dankbar. Erchanger, übrigens unterstützt von den einflussreichen Adligen Berthold und Liutfrid, muss sich etwa in der Zeit um 914 eigenmächtig zum Herzog Alemanniens proklamiert haben.“

„Die Quellenlage für diese Zeit ist ja recht dürfzig, oder?“

„Ja, die Forschung kann hier oftmals nur Vermutungen darüber anstellen, wie sich die Dinge im einzelnen abgespielt haben“, bestätigte Starnhagen. „Nun, unsere St. Galler Urkunde ist der erste Beweis, dass Erchanger in der Tat den Titel eines Herzogs verwendete. Insofern ist sie für die Forschung ein Geschenk.“ Er machte eine kurze Pause und fuhr dann fort: „Gut, aber weiter in der Geschichte. Im Reich war inzwischen Konrad I. an die Stelle Ludwigs des Kindes getreten. Der neue König war ein Machtpolitiker und setzte alles daran, die selbsternannten Landesherren zu entmachten und wieder unter die Kontrolle des Reiches zu bringen. Er hatte Unterstützung von Seiten der Kirche und der Klöster, die unter den Herzögen um ihre Besitzungen bangten. Salomo III., der mächtige Bischof von Konstanz, war sein wichtigster Partner im Kampf gegen Erchanger und dessen Anhänger. 915 konnte jener die königlichen Truppen zwar noch einmal schlagen, doch die Front des Reiches wurde immer mächtiger. Die Rebellen, wie sie von Seiten des Königtums genannt wurden, waren gezwungen, quer durch Alemannien zu fliehen. Die Reichsbischöfe stellten Erchanger im Herbst 916 auf der Synode von Hohenaltheim sogar unter Bann und forderten seine bedingungslose Unterwerfung. Im Januar 917 wurden die Gejagten

schließlich gefasst und enthauptet. Die Reichspartei hatte den Sieg davongetragen, das Königtum war wieder gestärkt.“

„Wieso enthauptet? War das nicht etwas drastisch?“, fragte ich. „Die Verbannung hätte doch vollkommen gereicht, oder nicht?“

„Nun, gerade in diesem Punkt beginnt mein Verdacht, den ich gegenüber der Urkunde habe – womit wir nach diesem Exkurs wieder beim Thema wären“, sagte Starnhagen. „Bisher ging die Forschung davon aus, dass die Enthauptung durch die Synode rechtskräftig angedroht worden sei, falls Erchanger sich nicht sofort ergebe. Das ist aber lediglich eine unbelegte Vermutung.“

„Und wie lautet Deine Theorie?“

„Nun, ich denke Erchanger ist nicht nur aus politischen Gründen gebannt und zuletzt geköpft worden. Ich vermute – ich weiß, das Folgende muss für einen ernsthaften Historiker grotesk klingen –, dass Erchanger und sein nahe Umfeld Verbotenes getan hatten. Ansonsten hätte man sich, wenn denn überhaupt, damit begnügen können, nur den selbsternannten Herzog mit dem Tod zu bestrafen. Dass jedoch der gesamte Kreis um ihn kirchlich gebannt und zuletzt hingerichtet wurde, legt den Verdacht nahe, dass man Angst vor der Gruppe hatte. Und hier liefert unsere Urkunde einen erhärtenden Hinweis, denn bisher war unbekannt, wer der Kanzler Erchangers war. Jener Adalhart, der die Urkunde aufsetzte und selbst der Beschenkte war, gehörte sicherlich zum engen Zirkel um den Herzog. Und er ist es, der einen unguten, düsteren Schatten auf diese Gruppe wirft.“

„Inwiefern? Ist die Person Adalharts denn historisch irgendwo belegt?“, fragte ich gespannt. „Aus der Urkunde selbst kann man doch nichts Negatives über den Mann schließen.“

„Das stimmt. Hier erscheint er als normaler Kanzler, der zufällig von seinem Herrn beschenkt wird. Außer seiner italienischen Schrift und den kryptischen Formulierungen gibt es nichts, was ungewöhnlich wäre.“ Erneut machte Starnhagen eine kurze Pause, um zu überlegen, wie er seine Vermutung formulieren sollte.

„Also hast Du über diesen Adalhart in anderen Quellen recherchiert?“, fragte ich ihn, um seinen Redefluss wieder in Gang zu bringen.

„Ja, aber viel war da nicht zu finden – es gibt nur zwei zeitgenössische Quellen, und zwar die klösterlichen Verbrüderungsbücher der Reichenau und von Brescia. In die trugen sich Besucher des jeweiligen Klosters ein oder auch Gastgruppen von befreundeten Klöstern. Adalhart hat beide Klöster besucht und sich als ‚Adalhart, Priester, Orden des Zeitenwanderers‘ eingetragen. Im Buch von Brescia findet sich hinter seinem Eintrag ein nachträglicher Zusatz von einer anderen Hand: ‚Hohepriester des Dunklen. Gott bewahre uns.‘“

„Was? Das ist ja unglaublich. Soll das ein Hinweis auf schwarze Magie sein?“, fragte ich fassungslos und aufgeregt. An den mir plötzlich zugewandten Gesichtern von den Nebentischen merkte ich, dass ich zu laut geworden war. Mit gedämpfter Stimme und einem kurzen, vorsichtigen Blick durch das Restaurant bat ich Starnhagen fortzufahren.

„Man kann das kaum anders interpretieren, oder?“, fragte er zurück.

„Das hieße also, Adalhart habe Schwarze Magie betrieben, mit oder ohne Wissen Erchangers. Und aus diesem Grund wären alle im Umfeld des selbsternannten Herzogs kirchlich gebannt und schließlich enthauptet worden“, folgerte ich.

„Mit Wissen Erchangers – davon gehe ich aus“, schob Starnhagen ein. „Vielleicht war die in der Urkunde vorgenommene Schenkung ja eine Art Dank des Herzogs an seinen Kanzler für dessen – wie auch immer geartete – Dienste.“

„Das kann doch alles nicht wahr sein. Hast Du jemals von etwas Vergleichbarem gehört? Ich nicht. Vielleicht spinnen wir uns da nur etwas zusammen?“ Mein Skeptizismus meldete sich zu Wort. Ich schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ich wünschte, es wäre so“, antwortete Starnhagen stirnrunzelnd. „Aber lass' mich meine Vermutung noch zu Ende bringen, auch wenn das Folgende noch unglaublicher klingt. Mit der ganzen Schilderung wollte ich ja nur meinen Verdacht gegen die Urkunde selbst untermauern.“

„Ich ahne schon, was jetzt kommt“, warf ich ein, weiterhin den Kopf schüttelnd. „Du willst da eine Verbindung ziehen zwischen der Zauberei jenes Adalhart und den plötzlichen Todesfällen der beiden Forscher, die an der Urkunde gearbeitet haben, oder nicht?“

„Ja, auch wenn Du mich nun für verrückt erklärst“, antwortete er mit festem Blick. „Für mich liegt der Schlüssel in jenen merkwürdigen Zeichen und Formulierungen, die in der Fluchformel der Urkunde vorkommen.“

„Aber eine Fluchformel war damals etwas ganz Gebräuchliches in Urkunden“, protestierte ich.

„Richtig, aber es wurde immer nur mit göttlicher Strafe gedroht, niemals mit einem ‚Wanderer durch die Zeiten‘ und dessen rätselhaftem Zeichen ‚K R N‘. Oder ist Dir schon einmal so etwas begegnet?“

„Nein, aber das kann doch nicht beweisen, dass die Urkunde verzaubert ist oder mit einem Fluch belegt ist, der über tausend Jahre nach ihrer Erstellung plötzlich wirksam wird.“ Ich blickte Starnhagen mit skeptisch hochgezogenen Augenbrauen an.

„Schon gut, ich merke, dass Dich das alles nicht überzeugt“, sagte er mit einer abwinkenden Geste. „Aber ich werde in der Sache weiter forschen. Was verbirgt sich zum Beispiel hinter dem ‚Orden des Zeitenwanderers‘, oder wofür steht ‚K R N‘? Vielleicht steckt da des Rätsels Lösung.“

„Du willst also nochmal nach St. Gallen?“, fragte ich ihn.

„Nein, dort sind keine Antworten zu erhoffen. Ich werde in Konstanz die Universitätsbibliothek in Sachen Schwarzer Magie durchforsten. Sobald ich in irgendeiner Richtung fündig werden sollte, werde ich Dich informieren, Du ungläubiger Thomas.“ Starnhagen lächelte mich an.

„Na dann - viel Glück“, antwortete ich und war unterschwellig froh, dass wir das Thema endlich hinter uns lassen konnten. Denn so skeptisch ich auch war, ein unangenehmer und bohrender Verdacht hatte sich in mir eingenistet und erfüllte mich mit einem vagen, unguten Gefühl.

„Es ist spät geworden“, sagte Starnhagen nach einer Weile mit einem Blick auf seine Uhr. „Ich fahre morgen recht früh zurück nach Konstanz - wir werden uns also wohl nicht mehr sehen.“

„Ja, ich bleibe morgen auch nicht allzu lange in München - die Arbeit ruft.“

„Denk' bitte daran, Dir bei Gelegenheit die St. Galler Urkunde anzusehen. Dein Urteil würde mich sehr interessieren“, sagte er in durchaus ernstem Ton, während wir auf die Rechnung warteten. „Und wie gesagt, sobald ich etwas herausfinde, rufe ich Dich an.“

Ich nickte nur wortlos, und einen Augenblick später kam die Bedienung, um abzukassieren. Wir verließen das Lokal und legten einen Teil des Weges zu unseren Hotels gemeinsam zurück. Unterwegs verabschiedeten wir uns schließlich voneinander, wobei eine gewisse besorgte Stimmung auf beiden Seiten die Herzlichkeit des Abschieds trübte.

Am folgenden Vormittag besuchte ich noch zwei Vorträge des Historiker-Tages und bestieg schließlich gegen Mittag meinen Zug nach Freiburg.

Das seltsame Gespräch mit Klaus Starnhagen fiel mir in den darauffolgenden Tagen immer wieder ein, es hatte sich einen Platz in meinem Denken erobert. Irgendwie gelang es mir nicht, den Verdacht meines Freundes vom Tisch zu wischen. Die Skepsis, die ich an jenem Abend noch gehabt hatte, war offensichtlich rein rational, verstandesmäßig. Emotional sah es in mir ganz anders aus: die anfänglich nur vage, ungute Ahnung verdichtete sich immer mehr zu einem drückenden Gefühl echter Angst und undefinierbarer Bedrohung.

Eines nachmittags - etwa eine Woche nach meinem Besuch in München - fand ich, als ich von der Universität zurück nach Hause kam, ein schwarz umrandetes Couvert in meinen Briefkasten. Ohne dass ich nach dem Absender gesehen hatte, stand mein Herz vor Schrecken still. Ich wagte nicht zu atmen und spürte, wie ein elektrisierendes Kribbeln mein Rückgrat empor kroch. Angst und Grauen dehnten meine tranceartigen Handbewegungen zu einer Ewigkeit. Es schien Minuten gedauert zu haben, bis ich das Couvert umgedreht hatte und die Buchstaben des Absenders in meinem starren, geradezu gelähmten Blick an Schärfe gewannen. Der Brief stammte von Sabine Starnhagen, der Frau meines alten Freundes. Mit mechanischen Schritten ging ich hinauf in meine Wohnung, wo ich mich auf einen Stuhl sinken ließ und den Umschlag öffnete.

Die Bestätigung einer grauenhaften Ahnung lag in meinen Händen: Klaus Starnhagen war vor drei Tagen einem Herzschlag erlegen.

Es dauerte lange, bis ich meine Fassung halbwegs wiederfand, und selbst dann agierte ich wie unter Betäubung. Ich nahm alles um mich herum nur wie durch einen Schleier wahr.

Sabine Starnhagen, die ich nur flüchtig kannte - er hatte sie erst nach seiner Freiburger Studienzeit kennen gelernt und geheiratet -, hatte die Beerdigung ihres Mannes für den übermorgigen Tag festgesetzt. Ich zögerte keine Sekunde, bei diesem tragischen Abschied zugegen zu sein.

Nach der schlichten Beisetzung auf dem in einem Vorort von Konstanz gelegenen Friedhof - es waren nur die Verwandten und einige gute Freunde anwesend - lud Sabine Starnhagen, die trotz bedrückender Trauer eine bewundernswerte Haltung zeigte, die Gäste in ihr Haus ein. Nach einer Weile unbeholfener, trister Konversation - die Anwesenden konnten ihr Entsetzen über den frühen Tod des Historikers kaum überspielen - schilderte die junge Witwe mit monotoner Stimme, wie sie ihren Mann gefunden hatte. Wenngleich ich in dieser Frage schon vorab das Schrecklichste vermutet hatte, traf mich ihre Schilderung mit der vollen Wucht einer unerträglichen, grauenhaften Wahrheit.

Sie sei am frühen Abend des betreffenden Tages plötzlich durch einen erschütternden Angstscrei aus ihrer Arbeit in der Küche gerissen worden. Auf ihre lauten Fragen habe ihr Mann nicht geantwortet, statt dessen habe sie nur kurz ein abgehacktes, halblautes Stöhnen gehört. Sie sei daraufhin sofort in sein Arbeitszimmer gelaufen, wo sie ihn mit herabhängendem Kopf, auf seinem Schreibtischstuhl sitzend, gefunden habe. Nachdem sie keinerlei Lebenszeichen mehr hatte entdecken können, habe sie den Notarzt gerufen, der aber auch nur noch seinen Tod feststellen konnte. Ohne jeden Zweifel war die Todesursache ein Herzschlag. Als sei all' dies nicht schon schrecklich genug, werde sie niemals das entsetzliche Bild ihres toten Mannes vergessen können. Mit angstverzerrtem

Gesicht habe er die Lehnen seines Stuhls umklammert gehalten - jeder Muskel seines Körpers sei auf's Äußerste angespannt gewesen. Es sei ein schreckliches Bild höchster Not und verzweifelten Entsetzens gewesen.

Ich kann nur schwerlich beschreiben, welchen Gefühlssturm diese Worte in mir auslösten. Ich konnte der weiteren Konversation nicht mehr folgen - Angst und Schrecken jagten durch meinen Verstand und entzogen mich der realen Welt. Ich nutzte eine günstige Gelegenheit, um mich bei Sabine Starnhagen beizeiten zu verabschieden.

Ich weiß nicht, ob sie in meinem Gesicht lesen konnte - ich will es nicht hoffen. Ich wollte ihr jede Vergrößerung ihres Schmerzes ersparen und machte nicht die geringste Andeutung über das, was ich über die wahre Natur des Todes ihres Mannes wusste. Sollte sie eines Tages diesen, meinen Bericht in Händen halten, so wünsche ich mir für sie, dass sie es irgendwie schaffen wird, mit der grauenhaften Wahrheit zu leben.

6

Starnhagens Tod veränderte mit einem Schlag meine ganze Einstellung gegenüber den Geschehnissen im Zusammenhang mit jener St. Galler Urkunde. Bisherige Vermutungen waren zur Gewissheit geworden und das vage, ungute Gefühl zu beklemmender Angst. Für mich stand nun fest, dass Starnhagens Überlegungen - so überzogen sie mir einst vorgekommen waren - in die richtige Richtung wiesen: es lag ein tödlicher Zauber oder Fluch auf jener Urkunde, der die Opfer zu Tode geängstigt und ihrer Lebenskraft beraubt hatte. Ich beschloss, mein Möglichstes zu tun, um das Rätsel zu lösen und weitere Tragödien abzuwenden.

Am Morgen nach Starnhagens Beisetzung begab ich mich sofort in aller Frühe zum Seminar für Parapsychologie in Freiburg, einem Ort, von dem ich bis dahin nie gedacht hatte, dass ich ihn jemals aufsuchen würde. Ohne eine genaue Vorstellung davon zu haben, wo ich mit meiner Suche beginnen sollte, ging ich in die Seminarbibliothek und fragte die Bibliothekarin, ob ich einen der Dozenten sprechen könne. Sie verwies mich an einen Herrn Dr. Vollrath und zeigte mir den Weg zu seinem Büro.

Etwas irritiert über den frühen und zudem noch unbekannten Besuch bot mir der junge Dozent - er war sicherlich kaum älter als dreißig Jahre alt - einen Stuhl auf der anderen Seite seines Schreibtisches an. Ich nahm Platz und blickte mich kurz in dem mit Büchern bis unter die Decke gefüllten Raum um. Als er sich ebenfalls gesetzt hatte, stellte ich mich ihm vor und sagte, dass ich seine Hilfe bräuchte in einer dringenden Forschungsangelegenheit.

„Da bin ich aber sehr gespannt“, sagte er mit einem gewinnenden Lächeln. „Historiker verirren sich nur selten in unsere Gemäuer.“

„Nun, es ist auch wirklich ein ungewöhnlicher Anlass, der mich hierher führt“, begann ich vorsichtig. „Ich bin nämlich in einer frühmittelalterlichen Urkunde auf Zeichen und Formulierungen gestoßen, die man wohl der Welt des Magischen zuordnen muss. Und nun bin ich auf der Suche nach Literatur über diese Dinge. Vielleicht können sie mir als Kenner der Materie einen Tipp geben, wo ich am besten nachschlagen sollte.“

„Gut, versuchen wir es“, antwortete er salopp. „Sie sehen, wir haben jede Menge Nachschlagewerke hier. Bis jetzt sind wir immer fündig geworden.“

„Sehr schön. Nun, es geht im Grunde um zwei Dinge, die in der Urkunde genannt sind: einen gewissen ‘Orden des Zeitenwanderers’ und das wohl damit zusammenhängende, seltsame Zeichen ‘K R N’.“

„Gut, ich denke, das Einfachste wäre es, über den Orden einen Einstieg zu versuchen. Von dort aus lassen sich dann eventuell Hinweise auf die andere Frage finden.“ Er überlegte kurz, nahm dann einen Zettel und notierte etwas. „Sie sollten es zunächst mit dem zwölfbändigen Ordens- und Sektenlexikon von Goodall versuchen; dort gibt es auch immer reichlich Literaturverweise. Auf dem Zettel habe ich Ihnen die Signatur des Buches notiert - es steht in der Bibliothek. Sollten Sie nicht weiterkommen, stehe ich Ihnen natürlich jederzeit zur Verfügung. Kommen Sie dann bitte einfach herein“, sagte er mit einem freundlichen Lächeln und schob mir den Zettel entgegen.

Ich bedankte mich herzlich bei ihm, verabschiedete mich und ging zurück in die Bibliothek. Nach kurzer Orientierung hatte ich das entsprechende Regal gefunden und nahm mir den Registerband des Werkes von Stephen Goodall heraus. Unter dem lateinischen Originalnamen des Ordens wurde ich schließlich fündig - ‘ordo ambulatoris temporum’. Im vierten Band des Lexikons wurde er auf einer halben Seite eingehend beschrieben.

Laut diesem Eintrag war der Orden Teil eines komplexen, okkulten Geheimbundes gewesen, der offensichtlich aus vorchristlicher Zeit stammte, wobei über seine Anfänge nichts bekannt war. Er nannte sich ‘Das magische Pandämonium’ und pflegte, beziehungsweise praktizierte die Anrufung und Dienstbarmachung von mächtigen Dämonen. Diese Dachorganisation vereinte in mehreren Untergruppen, den sogenannten Orden, verschiedene magische Zirkel, die jeweils einen bestimmten Dämon zum Zentrum hatten. Der ‘ordo ambulatoris temporum’ war der populärste und langlebigste dieser okkulten Kreise. Er ist belegt bis hinein ins dreizehnte Jahrhundert, wo er ein letztes Mal im südfranzösischen Languedoc, der damaligen Hochburg des Sektentums, Anhänger hatte.

Im Zentrum dieses Ordens stand der mächtige und dienstbare Dämon Kuronon, dessen Name wohl eine vulgärsprachliche Ableitung des griechischen Wortes ‘chronos’, die Zeit, darstellt. Seine Sigle waren die Zeichen ‘K R N’, mit denen sich die Ordensleute untereinander zu erkennen gaben. Aus welcher Überlieferungstradition oder Geisteswelt die Figur Kuronon ursprünglich hervorging, liegt im Dunkeln. Die Forschung vermutet, dass der Dämon einmal Teil eines vorchristlichen Aberglaubens in Kleinasien gewesen und irgendwann über Griechenland ins europäische Abendland gelangt sei.

Nach der Geheimlehre des Ordens sollte es möglich sein, durch Beschwörungen und Tieropfer Kuronon herbeizurufen und ihm Aufträge zu erteilen. Das Besondere war hierbei - wie auch der Name ‘Zeitenwanderer’ belegt -, dass Kuronon von und zu jedem beliebigen Punkt auf der Zeitachse reisen könne. Für einen erfahrenen Magier sollte es daher möglich sein, den Dämon in die Vergangenheit oder Zukunft zu schicken und dort Aufträge ausführen zu lassen. Auf diese Art sollte sich ein Magier von dem Zeitreisenden auch die Zukunft berichten lassen können. Kuronon galt in der Ordenslehre als sehr mächtiger Dämon, der sich auch materialisieren könne. Über Gestalt und Aussehen solch’ einer Materialisation gab es aber keinerlei Wissen, da jeder, der Zeuge einer solchen Inkarnation werde, dem Tod anheimfalle.

Mit diesen Informationen endete schließlich der Eintrag in Goodall’s Lexikon; kleingedruckt folgten nur noch drei Literaturverweise. Ich muss nicht betonen, wie entsetzt und fassungslos ich war, als ich das Buch aus meinen

Händen legte. Den weiterführenden Hinweisen noch nachzugehen, hatte ich weder die Kraft, noch sah ich die Notwendigkeit - was sollte ich mehr wissen müssen. Die übernatürliche, unfassbare Erklärung für die schreckliche Tragödie lag ausgebreitet vor mir. Adalhart, ein wissender Magier, hatte in jener Urkunde nichts anderes getan, als Kuronon zu beauftragen, jeglichen unerlaubten Zugriff auf sein Besitzdokument - und finde er auch in ferner Zukunft statt - mit dem Tode zu ahnden. Aus diesem Grund mussten Leary, Rother und Starnhagen sterben. Sie hatten ohne die Erlaubnis Adalharts oder seiner Nachfahren Hand an die Urkunde gelegt, und damit gegen die Warnung verstößen. Und wie angedroht, begegnete ihnen der todbringende Dämon Kuronon. Welch' unirdisches Schreckensbild mögen sie in den letzten Sekunden ihres Lebens erblickt haben?

Die Entscheidung darüber, was zu tun sei, war gefallen - die Urkunde musste vernichtet werden. Auch wenn es mein Leben kosten würde, ich musste das todbringende Dokument in meinen Besitz bringen und aus der Welt schaffen. Nur so konnte Kuronons ewiger, unerbittlicher Auftrag beendet werden.

7

Ich habe das Ende meines Berichts nun beinahe erreicht und näherte mich wieder der Gegenwart, denn, was noch zu tun blieb, habe ich gestern vollendet.

Nachdem ich vor zwei Tagen die Erklärung für die Tragödie gefunden und meinen Entschluss gefasst hatte, rief ich noch einmal meinen St. Galler Freund, Pater Stefan Heri, an. Zum einen wollte ich unbedingt in Erfahrung bringen, ob nach Rother und Starnhagen jemand weiteres tragischerweise die Urkunde in die Hand genommen hatte. Zum anderen ging es mir darum, für den folgenden Tag meinen Besuch in St. Gallen anzukündigen.

Stefan Heri freute sich über mein Kommen und erzählte mir, dass nach den beiden Wissenschaftlern bislang kein anderer an der Urkunde gearbeitet habe. Er fragte mich, ob ich denn von Professor Rothers Tod gehört hätte. In einer intuitiven, spontanen Entscheidung aus dem Bauch heraus verneinte ich seine Frage und stellte mich unwissend. Da er wiederum offensichtlich keine Kenntnis von Starnhagens Tod hatte, konnte ich so das tragische Thema mit einigen Betroffenheitsfloskeln zum Tod des Zürcher Professors übergehen. Schließlich beendeten wir unser Gespräch, nachdem ich ihm meine ungefähre Ankunftszeit in St. Gallen mitgeteilt hatte.

Als ich den Telefonhörer auflegte, wurde mir erst bewusst, dass ich in meinem Innern offenbar längst beschlossen hatte, keinen weiteren Menschen in das Drama hineinzuziehen. Mit dieser Erklärung konnte ich jenen Vertrauensbruch gegenüber meinem St. Galler Freund vor mir selbst rechtfertigen. Vielleicht hätte er mir zwar zugehört, doch wie sollte er die unerträgliche und widernatürliche Wahrheit mit seinen überzeugten Glaubensgrundsätzen in Einklang bringen. Außerdem hätte er als Verwalter der Klosterbibliothek schlechtestenfalls die Vernichtung der Urkunde verhindern können, indem er mir den Zutritt verweigert hätte. Ich wollte bei meinem Plan, die Tragödie zu beenden, kein solches Risiko eingehen.

Am nächsten Vormittag parkte ich mein Auto auf dem Besucherparkplatz der Klosteranlage. Da ich angekündigt war, durfte ich direkt in das Büro meines Freundes gehen, der bereits auf mich gewartet hatte und mich herzlich

begrüßte. Wie es bei einem seltenen Wiedersehen ist, erzählten wir fast ein Stunde lang von diesem und jenem, und meine Ungeduld wurde mit jedem neuen Satz unerträglicher. Trotzdem gab ich mir alle Mühe, mich an dem Gespräch lebhaft zu beteiligen, um alles möglichst normal wirken zu lassen.

„So, jetzt haben wir aber mal wieder lange genug gequatscht“, sagte Pater Heri freundlich lächelnd nach einem kurzen Blick auf die Uhr. „Du bist ja vor allem auch wegen jener Urkunde gekommen.“ Ich hoffte, dass er meine Ungeduld nicht bemerkt hatte und bemühte mich, meine Erleichterung darüber zu verbergen, dass ich nun endlich meine schicksalhafte Mission würde beginnen können.

„Ja, ich bin wirklich gespannt auf diesen Fund“, antwortete ich. Er stand auf und geleitete mich zur Tür seines Büros.

„Du weißt noch, wie Du dahin kommst?“, fragte er mich mit einer deutenden Geste seines Zeigefingers den langen Flur entlang.

„Ja, natürlich - so lange liegt mein letzter Besuch bei Euch nun auch nicht zurück“, sagte ich scherzend.

„Ja, stimmt eigentlich.“ Der Benediktinerpater lächelte. „Dann viel Spaß mit dem Sensationsfund. Siehst Du danach noch mal bei mir rein, bevor Du wieder nach Hause fährst?“

„Aber natürlich, ich werde Dir dann meine Eindrücke berichten“, log ich selbstsicher, denn in Wahrheit war es meine Absicht, das Kloster so schnell wie möglich mitsamt der Urkunde zu verlassen.

Mit einer zum Gruß erhobenen Hand lächelte ich ihm nochmals zu und machte mich dann auf den Weg in den Handschriftensaal.

Nachdem ich am Ende des Flurs um eine Ecke gebogen und damit außer Sicht war, beschleunigte ich meine Schritte. Mein Plan war es, die Urkunde am Körper versteckt aus dem Kloster zu schmuggeln, wobei ich einen Weg zu nehmen gedachte, der durch einen Nebeneingang des Hauptgebäudes zum Parkplatz führte.

Nach wenigen Minuten stand ich in dem großen und hohen Barocksaal, der die Handschriftensammlung des Klosters beherbergte. Ich schaute an den, in den Wänden rundum eingelassenen Holzregalen entlang, die die kostbaren alten Bücher und Handschriften enthielten. Außer mir war kein anderer Besucher anwesend. Im übersichtlichen Katalog, der als Karteikartensammlung alle Objekte aufführte, fand ich nach kurzer Zeit die noch neue Karte, die den Aufbewahrungsort der Urkunde verriet. Zielsicher trat ich an das entsprechende Regal, zog aus einem flachen Schuber die Urkunde heraus und breitete sie auf dem riesigen Holztisch in der Mitte des Saals aus.

Mit wenigen Blicken hatte ich mich davon überzeugt, dass es auch das richtige Dokument war - allein das Zeichen 'K R N' hätte als Beweis ausgereicht. Nachdem ich mich noch einmal rasch umgesehen hatte, begann ich, ohne zu zögern die etwa DIN A3- große Pergamenturkunde auf ein Viertel ihrer Größe zu falten. Die alte, starre Schweinehaut gab knackende und knirschende Geräusche von sich, so als wolle sie unter dieser Gewaltanwendung zerbrechen. Doch ich beachtete die Folgen dieser, aus der Sicht von Paläographen und Historikern blasphemischen Behandlung nicht weiter. Mit sicherem Griff schob ich das gefaltete Stück unter meinen Pullover, klemmte es mit Hilfe des Gürtels eng an meinen Körper und knöpfte darüber mein Jacket zu.

Ohne mich noch einmal umzuschauen, verließ ich in Windeseile den Handschriftensaal, immer damit rechnend, bei einer zufälligen Begegnung auf einem der Flure unauffällig und angemessen reagieren zu müssen. Nach kurzer

Zeit erreichte ich schließlich unbemerkt über ein kleines Treppenhaus den Nebeneingang, und kam bald auf dem Parkplatz bei meinem Auto an.

Von da an war alles ganz einfach. Nachdem ich einige Kilometer zurückgelegt hatte, suchte ich einen geeignet erscheinenden, abgelegenen Feldweg und fuhr hinein, bis ich außer Sicht der Schnellstraße war.

Ich zog die Urkunde unter meiner Kleidung hervor und entfaltete sie. Nach einem letzten Blick auf das todbringende, unheilvolle Dokument warf ich es auf den staubigen Lehmboden und übergoss es mit Benzin aus dem Reservekanister. Als ich das Streichholz entzündete, durchflutete mich eine unbeschreibliche Erleichterung - ich hatte meine schicksalhafte Aufgabe erfüllt. Das Pergament verschwand in einem grellen Feuerball, und durch die lohenden Flammen sah ich, wie es sich wölbte, bevor es sich an vielen Stellen entzündete und rasch verbrannte.

Erst nachdem die letzte Glut erloschen war, und ich die staubige Asche mit meinen Schuhen zertreten und verteilt hatte, war ich sicher, den schrecklichen Auftrag des Wanderers durch die Zeiten endgültig ausgelöscht zu haben.

Kein Mensch wird mehr Gefahr laufen, Adalharts Fluch auf sich zu ziehen. Kuronon wird nur noch ein einziges Mal den Dienst an seinem Auftraggeber erfüllen. Denn schließlich habe auch ich Hand an die Urkunde gelegt und so die schreckliche Warnung missachtet. Wenngleich die Urkunde nun nicht mehr existiert - der Dämon befindet sich bereits auf seinem Weg durch die Zeiten zu mir.

Jetzt, da ich am Ende meines Berichts angelangt bin, und hier in meiner Wohnung sitzend, auf das letztmalige Erscheinen des Dämons Kuronon warte, komme ich zu der tröstlichen Erkenntnis, dass mein Tod einen Sinn hat. Denn er bildet den Endpunkt dieser entsetzlichen Tragödie. Vielleicht gelingt es mir, so doch zu jener Einsicht und inneren Bereitschaft zu gelangen, von der ich zu Beginn meiner Schilderung sagte, dass sie den eigenen Tod erträglich mache.